



Werner E. Spies

»Kleider machen Leute«

Eine alte Weisheit

Eine alte Weisheit – »vestis virum reddit« heißt sie bei QUINTILIAN im ersten Jahrhundert nach Christus. Also kann ein dunkelgrauer Radmantel aus einem Schneidergesellen einen Grafen machen? Aus dem armen Wenzel Strapinsky den Grafen Strapinsky?

Nicht der Mantel allein – noch anderes bewirkt diesen Schöpfungsakt. Aber der Mantel setzt das Geschehen in Gang, welches uns Gottfried Keller erzählt in dieser Novelle, die dreierlei zugleich ist:

- gleichsam ein Tagtraum, in dem aus lauter Versehen und Ver-schweigen durch glückliche Fügung bürgerlicher Reichtum und ›Ansehen‹ erwächst,
- eine Sottise, die mit milder Ironie die Schweizer karikiert,
- eine psychologische und gesellschaftliche Studie über die Verwandlung eines Menschen, dessen Anschein den Blick der Anderen lockt – der zwingt ihn über Phasen der Metamorphose erst in eine Schein-Existenz, dann durch die Kraft einer Frau zur eigenen Möglichkeit und Verwirklichung. Ja, ein Frauenlob ist die Novelle auch noch – Keller fiel es vielleicht leichter, die Frauen zu preisen, weil er nie mit einer zusammenlebte... Das alles zugleich, eigentlich untrennbar miteinander verwoben – der Betrachtung mag es dennoch erlaubt sein, die Dimensionen voneinander abzuheben.

Also dies traumartige Geschehen: Das hübsche schwarzhaarige Schneiderlein, der stille, melancholische Geselle Wenzel Strapinsky verläßt seinen Meister, den er für insolvent hält, geht auf Wanderschaft – gekleidet in einen dunkelgrauen Radmantel, als Besitz sonst nur einen Fingerhut und wenig Toilettenzeug. Ein herrschaftlicher Wagen greift ihn auf, fährt ihn nach Goldach ins Wirtshaus. Der Kutscher steckt dem Wirt, dies sei der Graf Strapinsky (den Namen des Gesellen erfuhr der Kutscher zufällig), verläßt mit der Kutsche

Goldach, angeblich um vorauszufahren. Der Wirt überschlägt sich geradezu, um dem stillen Grafen zu Diensten zu sein. Strapinsky will einige Male flüchten – aber der ganze Ort ist nun aufgeregt ob solch hohen Besuchs, immer wieder fangen sie ihn ab, sozusagen. Schließlich lernt er Nettchen kennen und lieben, die Tochter des reichen Amtrats – Heirat wird vorbereitet, ein Spielgewinn erlaubt es dem Herrn Grafen, ein Fest zu geben.

Nur der schlaue Melchior Böhni durchschaut von Anfang an den Anschein (Grafen haben keine verstochnen Finger). Bei der Hochzeitsfeier inszeniert er mit Leuten von Seldwyla einen enthüllenden Mummenschanz. »Leute machen Kleider – Kleider machen Leute« ist das Motto dieses Schneider-Festzuges – ein Schautanz zeigt der Hochzeitsgesellschaft die Verwandlungen Strapinskys.

Gebrochen wandert Wenzel ab, legt sich in eisiger Winternacht an der Straße nach Seldwyla schlafen.

»Nun betätigt sich das Wunder« (GOETHE). Nettchen fährt ihm nach, »wie im Schlafwandel«, weiß sie doch nicht, wohin er gegangen ist – sie ist verständig wie die Goldmarie. Sie bringt ihn in die warme Bauernstube, examiniert ihn. Und siehe da: Die »allzeit etwas kockette Mutter Natur« wendet »eines ihrer Geheimnisse« an, »um den schwierigen Handel zu Ende zu führen«: Eine unwillkürliche Bewegung in Nettchens Haar erinnert an Wenzels Kinderliebe – zu beider Bewegung und endgültigem Sieg ihrer Zuneigung. Das ist wie ein Sich-Wiederfinden, ein plötzliches Aufwecken eines schon in der Kindheit wirksamen unbewußten Musters. Wußte Keller von solchen Möglichkeiten, vor FREUD und JUNG?

Und dann betätigt sich nicht mehr das Wunder, sondern weibliche Energie.

»Keine Romane mehr«, verkündet sie ihrem Wenzel, der sich noch in »unbekannte Wei-

ten« und in ein »geheimnisvoll romantisches Leben« wünscht. Kein Zweifel, wer ab sofort das Kommando übernimmt. Gegen alle Widerstände setzt sie die Hochzeit durch, in Seldwyla wird ein Schneider-Geschäft mit ihrem Hochzeitsgut eröffnet, mit größtem Erfolg. Nach zwölf Jahren ziehen sie reich und angesehen nach Goldach zurück, mit zwölf eigenen Kindern. »Aber in Seldwyla ließ er nicht einen Stüber zurück, sei es aus Undank oder aus Rache«.

So schließt die Novelle – denn Keller vergrößert nie seine sanfte Ironie über die Neugier der Menschen, ihre ständige Erwartung des Ereignisses, des Besonderen, über ihre Gier, ihre Schadenfreude, ihre verstochnene Rachsucht, ihre Torheit – nicht nur in Seldwyla, jener »idealen Stadt«, »welche nur auf dem Bergnebel gemalt sei und mit ihm weiterziehe, bald über diesen, bald über jenen Gau, und vielleicht da oder dort über die Grenzen des lieben Vaterlandes, über den alten Rheinstrom hinaus« (KELLER in der Vorrede zum zweiten Teil der »Leute von Seldwyla«).

Zugleich mit der Erzählung entfalten sich die Dimensionen der Novelle. Das traum-artige Geschehen gewinnt Überzeugungskraft, literarische Wirklichkeit nur in dieser Umwelt, in der die Menschen so sind wie sie sind – und die Metamorphosen des »Helden« sind nur in dieser Lebenswelt möglich, in einem Austauschprozeß, in dem ein bloß Angenommenes, veranlaßt durch täuschenden Anschein, sogleich wirkmächtig wird, weitere Annahmen veranlaßt, Handlungen verursacht.

Auf diesem Anschein »bauen« die Goldacher »ein Ereignis darauf ... wie auf einem Felsen«. Und führen so Wenzel in Phasen der Verwandlung, zwingen ihn gleichsam, in seinen Mantel hineinzuwachsen, diesen Wenzel Strapinsky, den armen »Wasserpolacken«, der, wie alle Menschen, kein festes, substanz-

haftes Ich hat, sondern nur Moment übergreifender Prozesse ist, die ihn ohne seinen Vorsatz ergreifen und formen (»Das Schicksal machte ihn mit jeder Minute größer«), schließlich in ein Bestimmtes hinein. Nichts von »Wille« in diesem Text – nur Möglichkeiten, auch Gelerntes, das zu diesem oder jenem führen kann. Lediglich Nettchen trifft feste, Zukunft bestimmende Entscheidungen – aber die entspringen traumhafter Gewißheit – »Mutter Natur« scheint schon in der Kindheit ihre Liebe anzulegen – der Satz des bedingten Entstehens beherrscht das Geschehen des Textes durchaus.

Kleidung veranlaßt, was geschieht. Das arme, hungrige, wandernde Schneiderlein kann nicht mal betteln, »weil er über seinem schwarzen Sonntagskleide, welches sein einziges war, einen weiten dunkelgrauen Radmantel trug, mit schwarzem Samt ausgeschlagen, der seinem Träger ein edles und romantisches Aussehen verlieh, zumal dessen lange schwarze Haare und Schnurrbärtchen sorgfältig gepflegt waren und er sich blasser aber regelmäßiger Gesichtszüge erfreute«. Die polnische Pelzmütze vollendet diesen Habitus – er hängt daran, hungert lieber, als ihn wegzulassen, ist »Märtyrer seines Mantels«, »ohne daß er etwas Schlimmes oder Betrügerisches dabei im Schilde führte« – es ist nur ein vager Wunsch nach Besonderheit, jenes vage Verlangen, das Kleidung so relativ mühelos zu erfüllen scheint – die Textilindustrie wäre arm dran, existierte es nicht in so vielen Menschen.

Bei Wenzel allerdings findet es eine besondere Form: funktional ungeeignet, unpassend für seinen Stand, einer anderen Gesellschaftsklasse zugehörig. In Zeiten mit fest gerahmter Kultur wäre das lebensgefährlich – Wernher DER GARTENAERE zeigt im mittelhochdeutschen Epos »Meier Helmbrecht«, wozu es führt, wenn ein Bauernbengel eine Ritterhau-

be und gar eine Ritterrüstung tragen will: zu Untergang und Tod – denn es ist ein Verstoß gegen die Ordnung der Welt. Stand, Ranghöhe, Abstammung wurden in vielen Kulturen durch Kleidung gekennzeichnet – man denke z.B. an die textilen Rang-Abzeichen der Mandarine im alten China, an die Clan-Muster der Röcke in Schottland. Reste davon leben immer noch – man findet in England zuweilen Wirtshäuser mit der Teilung in Pub (für die Blaumänner) und Saloon (für die white-collar-workers).

Starre Kleidungsgebote wurden aufgeleuchtet im schwankenden Rahmen unserer Gegenwartskultur – sie waren noch stärker wirksam in Kellers Zeit. Aber immer noch fordert Kleidung auf. Sie wirkt gleichsam nach »innen« und »außen«, auf Träger und Betrachter zugleich. Den Träger fordert sie auf, sich ihr gemäß zu verhalten: In der Tat kann Wenzel nicht betteln in diesem Aufzug. Und den Betrachter fordert sie zu bestimmter Einordnung des Trägers auf – Kleidung wirkt durch den Blick des Anderen. Denn dieses Ansehen ist wirkmächtig: »Der Blick setzt anderes Geschehen in Bewegung, er betreibt gleichsam etwas, worauf geantwortet wird«, schrieb SALBER (1960, 577). Die sich in diesen Blicken aussprechende feste Annahme, die der Kleidungsanschein entstehen ließ, drängt unser Schneiderlein in Phasen der Verwandlung.

Zuerst im Wirtshaus hat er »peinlichste Angst«, möchte nur weg. Aber schnell folgt die »erste selbsttätige Lüge« (ein Fluchtversuch endet in einem Lokus, den ihm ein dienstwilliger Geist wies). Der »zweite selbsttätige Fehler« ist eine irr tümliche Weinbestellung; das leitet die dritte Phase ein: »Es ist nun einmal, wie es ist«, sagt er sich; nun wächst er in die Rolle. Früher Gelerntes hilft: Als Husar lernte er reiten, in Dienstleistungen bei einem Gutsherren einen Wagen führen – was er nun

auch tut, wird als Anzeichen edelster Abkunft, »als ungewöhnlich und nobel« gewertet.

Immer noch bleiben Flucht-Impulse – aber die Liebe zu Nettchen läßt ihn die Rolle ganz übernehmen: »Strapinsky ... wandelte sich in kurzer Zeit um« – mit Hoffnung auf weitere wundersame Zu-Fälle. Da ist ein Mechanismus in Gang gesetzt: Wie kann jemand ein Graf sein, wenn ihn niemand dafür hält? Wie kann jemand kein Graf sein, wenn ihn alle dafür halten? Oder wenigstens: Wie soll er all den Impulsen standhalten, die sein Anschein hervorruft?

Den Anschein freilich hat er veranlaßt, bloß aus dem vagen Verlangen, doch ein wenig etwas Besonderes zu haben in seinem Elend, seiner Armut – das reißt ihn in ein Schicksal: »...nun war er ein Betrüger geworden dadurch, daß die Torheit der Welt ihn in einem unbewachten und sozusagen wehrlosen Augenblicke überfallen und ihn zu ihrem Spielgesellen gemacht hatte« – ein Schicksal, aus dem ihn auch Keller nur zu retten weiß durch die traumhafte Wendung. Aber am Ende paßt der Mantel zu ihm, oder er durchaus in solchen Mantel. Dieser Mantel löste das »Schicksal« aus – nun ist er zwar kein Graf, aber ein reicher »Tuchherr« – wahrscheinlich bedeutet das für Schweizer sogar mehr als ein Grafentitel.

»Schicksal« – meint das die Fügung übermenschlichen Ursprungs, göttlich Geschicktes? Vom Eingriff der »Mutter Natur« redet Keller – aber bei ihm weist das eher auf das Treiben von Lebensprozessen, in die man hinein gerät, ohne sie planen, ohne darüber durchaus verfügen zu können.

Vielleicht kann man es als Hinweis unserer Sprache nehmen, die das Wort in Verbindung mit Kleidung bringt: »Schick« im Sinn modischer Eleganz bildet sich zu »sich schicken« (in der Bedeutung »sich fügen«) im 15. Jahrhundert, kommt im 18. als »Chic« aus dem

Französischen neu ins Deutsche, verliert als »Schick« die Erinnerung an den Fremd-Ursprung. Schick, Geschicklichkeit, Geschick (dies in der seltsamen Doppelbedeutung: Gewandtheit, etwas richtig machen können – die Fügung) – wie eigentümlich das zusammenhängt im Deutschen.

Ist es nur Philologen-Unart, etwas hinein zu geheimnissen in die Etymologie? Oder doch ein Wink, der Kellers Botschaft bedeutsam macht: Daß Kleidung nicht einfach bloße Hülle ist, unter der unberührt ein »Inneres« lebt. Auch nicht »Ausdruck« von unabhängig von ihr Geformtem. Sondern Moment eines Lebensprozesses, den die »Torheit der Welt« zuweilen als Auslöser eines »Geschickes« aufgreifen kann. Bei Keller eines günstigen – in GOGOLS »Mantel« eines vernichtenden. Aber verderben wir uns nicht die heitere Schweizer Stimmung mit russischer Düsternis.

Wieviel »Geschicke« diesen Sommer die bauchfreien Hemden der Mädchen auslösen mögen? Aber vielleicht ergeben sich da nur kurze Novellen – und nicht so einzigartig schöne wie bei Gottfried Keller.

Literatur

- GOETHE, J.W. (1819): Siebenschläfer. In: West-Östlicher Divan. Stuttgart
 KELLER, G. (1856/74): Die Leute von Seldwyla. Stuttgart
 SALBER, W. (1960): Der Blick. In: Studium generale, (13)10